

Uralzeff.

Drei Tage lang hat der preussische Untersuchungsamt... drei Tage lang hat der preussische Untersuchungsamt...

Das Untersuchungsamt des Rates Uralzeff ist jedoch die... Das Untersuchungsamt des Rates Uralzeff ist jedoch die...

am Samstag des deutsch-nationalen Verkehrslokals... am Samstag des deutsch-nationalen Verkehrslokals...

Erst als Uralzeff bereits mit einem Dutzend Millionen... Erst als Uralzeff bereits mit einem Dutzend Millionen...

Wie Geld zu Schmutzgeschäften großen Stils gegeben... Wie Geld zu Schmutzgeschäften großen Stils gegeben...

Das fast noch von Uralzeffischen Geschäften beim Untersuchungsamt... Das fast noch von Uralzeffischen Geschäften beim Untersuchungsamt...

Die Bäger, in denen diese Materialien aufbewahrt wurden... Die Bäger, in denen diese Materialien aufbewahrt wurden...

Das als Sicherheit für 900 000 Mark dienen sollte und dessen... Das als Sicherheit für 900 000 Mark dienen sollte und dessen...

Das dem oben erwähnten „Russengeschäft“ erwartete Uralzeff... Das dem oben erwähnten „Russengeschäft“ erwartete Uralzeff...

Das Uralzeff seinem Augsund, dem Professorin Kaufe... Das Uralzeff seinem Augsund, dem Professorin Kaufe...

Das charakteristische der ganzen Geschichte ist vielleicht die... Das charakteristische der ganzen Geschichte ist vielleicht die...

Durch ein unerbittliches Zusammenpressen ihres Profitorienten... Durch ein unerbittliches Zusammenpressen ihres Profitorienten...

Eine Million Kredit nach der anderen bewilligen... Eine Million Kredit nach der anderen bewilligen...

Abser bei Unerbittlichkeit und Verschuldung bleibt ein... Abser bei Unerbittlichkeit und Verschuldung bleibt ein...

nichts nach außen hat bekannt werden lassen... nichts nach außen hat bekannt werden lassen...

Während im Lande draußen die Barmherzigkeit tobte, erfuhr... Während im Lande draußen die Barmherzigkeit tobte, erfuhr...

Das Kapitol brennt.

Die Feuerwehre bei der Arbeit.

Das amerikanische Parlamentsgebäude, das Capitol in Washington, wurde von einem Brand heimgesucht...



Uralzeff kein Mensch — nicht einmal die Staatsanwaltschaft... Uralzeff kein Mensch — nicht einmal die Staatsanwaltschaft...

Heute führen die deutsch-nationalen Abgeordneten... Heute führen die deutsch-nationalen Abgeordneten...

Aus aller Welt.

Börsenschwindler vor Gericht.

Bor dem Schöffengericht Berlin-Mitte begann am Dienstag... Bor dem Schöffengericht Berlin-Mitte begann am Dienstag...

Den Brüdern Windemann wird Vorwurf gegen das Börsengeschäft... Den Brüdern Windemann wird Vorwurf gegen das Börsengeschäft...



Kommerzienrat Karl Windemann

geltenden haben, der als Gründer der Brandenburgischen Holzindustrie... geltenden haben, der als Gründer der Brandenburgischen Holzindustrie...

Derborene Papagenoerzinsfuß. Der Hamburger Senat hat angeordnet... Derborene Papagenoerzinsfuß. Der Hamburger Senat hat angeordnet...

Verflossenes Anleihenvermögen aus Frankreich wird von der Sowjetregierung... Verflossenes Anleihenvermögen aus Frankreich wird von der Sowjetregierung...

Worüber sie wiehern.

Der „Börsliche Beobachter“ feiert seinen Lesern den folgenden... Der „Börsliche Beobachter“ feiert seinen Lesern den folgenden...

„Dann des Hauses: Am meisten Wert legen wir auf Ehrlichkeit...“ Dann des Hauses: Am meisten Wert legen wir auf Ehrlichkeit...

„Rein, ist das komisch! Die Dienstmädchen stehen also mit Vorliebe...“ Rein, ist das komisch! Die Dienstmädchen stehen also mit Vorliebe...

„Sie wissen von nichts. Die Brüder S&H haben sich, nachdem sie...“ Sie wissen von nichts. Die Brüder S&H haben sich, nachdem sie...

Bankrott durch Börsenspiel. Der Leiter der Generalbank... Bankrott durch Börsenspiel. Der Leiter der Generalbank...

Merische Mörderin verhaftet. Unter dem Verdacht des vierfachen... Merische Mörderin verhaftet. Unter dem Verdacht des vierfachen...

Ueber Bord gepufft. In der Vorwoche wurde während des stürmischen... Ueber Bord gepufft. In der Vorwoche wurde während des stürmischen...

Widderer als Mörder? Einen von Widderern ausgeführten Mord... Widderer als Mörder? Einen von Widderern ausgeführten Mord...

Die Papagenoerzinsfuß ist keine Neuheit, sondern, wie jetzt... Die Papagenoerzinsfuß ist keine Neuheit, sondern, wie jetzt...

Neue russisch-chinesische Differenzen. Berlin, 15. Januar. (Zelunow). Am Dienstag ist am Dienstag... Neue russisch-chinesische Differenzen. Berlin, 15. Januar. (Zelunow). Am Dienstag ist am Dienstag...

Neue Kameraden. Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend... Neue Kameraden. Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend...

Letzte Nachrichten
(Eigene Fund- und Drahtberichte).

Intendant Graf Seebach gestorben. Berlin, 15. Januar. (Zelunow). In Dresden ist am Dienstag... Intendant Graf Seebach gestorben. Berlin, 15. Januar. (Zelunow). In Dresden ist am Dienstag...

Neue russisch-chinesische Differenzen. Paris, 15. Januar. (Zelunow). Nach einer Saasmedung aus... Neue russisch-chinesische Differenzen. Paris, 15. Januar. (Zelunow). Nach einer Saasmedung aus...

Neue Kameraden. Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend... Neue Kameraden. Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend...

Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend... Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend...

Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend... Schworn, 13. Januar. (St. Funken). Am Dienstag abend...



Der Abend

Nr. 2

Mittwoch, den 15. Januar

1930

Unter Ecuadors Sonne.

Man kann nicht sagen, daß es die anständigen Elemente waren, die jetzt, wo der Gifthauch des Sommers mörderisch und bösarig über das Land troch, die Stadt verließen. Denn es gab nicht viele anständige Menschen hier am Ort, auch in der besten Jahreszeit nicht. Es gab Raffier und strupellose Geschäftsmacher und Händler aller Art, Spekulanten und solche, die es werden wollten, kurz, mancherlei Leute, die verdienten ohne zu arbeiten und andere, die arbeiteten, ohne gerade viel zu verdienen. Aber wenn es nicht die anständigen Menschen waren, so waren es doch die wohlhabenden, die um diese Zeit aus der Stadt in die kühleren Gebirgsgegenden von Ecuador flohen und dort die Regenzeit abwarteten. Viele Mischlinge, die es zu etwas gebracht hatten, und Pantees und ein paar europäische Abenteuerer.

Was zurückblieb, waren die Diener in den Villen und Wohnungen der Reichen, die farbigen Arbeiter aller Schattierungen und die Seeleute von den Dampfern, die im Hafen lagen, um Fabrikware aller Art aus der alten Welt und aus den Staaten zu löschen und ihre unerfährlichen Büsche statt dessen mit den wertvollen Produkten des Landes zu füllen.

Ja, dieser bunt durcheinander gequirkten Menge gehörte für die Dauer von zehn Wochen die Stadt. Das bishige Polizeist, einige Schiffsmatler und Clerks spielten wirklich keine Rolle, sie verlor sich in der großen Menge fragwürdiger, wilder Gestalten, die am späten Nachmittag, nach Feierabend, gleich einer endlosen Prozession die unfertig wirkenden Boulevards füllten, sich auf den Bänken in den Anlagen herumlegelten und ihre ungezwungene, laute Unterhaltung mit Worten vermengten, die selbst dem Kellner eines Hotels Carni die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten.

Stundenlang tobte das so durch die Straßen und erfüllte die glühende, heiße, giftige Luft, mit größtem Geräusch. Man litt unter dem ewig blauen Himmel, unter den sengenden Strahlen der Sonne, unter dieser ganzen, ungläublichen Atmosphäre. Die Eingeborenen natürlich wenig oder kaum, um so mehr die Europäer, all das fremde Schiffsvolk, das sich hier zusammengefunden hatte. Das Blut kochte träge und brennend, wie Lava in den Adern, das Hirn vermochte kaum einen klaren Gedanken zu fassen, nur die Sinne waren fieberhaft erregt und gaben dem übermüdeten Körper keine Ruhe.

Jawohl, man litt — aber da man zu stolz war, es zu zeigen, gedärte man sich übermüht und heiter; die Augen brannten als wäre es von Lust; aber es war wohl mehr Fieber. Und erst wenn Dunkelheit rasch und ohne Vorbereitung einfiel, verließen die Menschen die breiten Straßen der Reichen und sammelten sich unten am Quai, in der „Native Town“, wo sie sich richtig zu Hause fühlten.

Dann waren die Kneipen gepreßt voll, und überall sah man dasselbe Bild wie bei Harverds, wo sich Steuer- und Schauerleute, Matrosen und Sackträger zusammendrängten, Weiße, Neger, Indianer und andere Leute dunkelster Abstammung, mit jeder nur möglichen Farbe der Haut und der Haare.

Hermes sah da, der schwarze, breitschultrige Norweger, und Köppen, der deutsche Leichtmatrose mit dem Geringesicht, Cummar, der Isländer, O Toole aus Edinburgh und viele andere. Und Jane Wilkins, der Bootsmannsmaat von der „Farewell“, war hier zu finden — jeden Abend und deshalb auch heute — und Kissy seine Freundin. Denn „Farewell“ war mit schwerer Havarie eingetroffen und mußte vollständig überholt werden; das Schiff würde also noch Monate hier liegen. Was Wunder, daß Jane Wilkins sich für die lange Zeit der Waise eine Freundin, eine Braut, zugelegt hatte — eine Creolin, die mit ihrer Mutter vor wenigen Jahren aus Mexiko zugezogen war und hier einer sicher höchst fragwürdigen Beschäftigung nachging.

Sie saßen alle an einem langen Tisch, diese deutschen und englischen und spanischen Seeleute, einige mit ihren Mädchen, die meisten allein. Und Jane Wilkins mit Kissy, die schön war und makellose Haut hatte, blutrote übermüht geschürzte Lippen und glitzernde, kalte Augen.

Ja, ja, man war sehr exklusiv hier in der Kneipe, und scherte sich nicht um all das farbige Gesichter rundherum, um all die größten, schreienden, gestikulierenden Weißigen. Die Regertapelle spielte

einen ohrenbetäubenden Jazz, nach dessen qualem Rhythmus sich ein paar Steuer- und Bumbootleute mit ihren farbigen Schönen stampfend und in wilden Verzerrungen drehen.

Die Seeleute tanzten nicht — noch nicht jedenfalls. Sie saßen und tranken Whisky, mit und ohne Soda, Rognat, Thee, Stars und einige — trotz der ungeheuerlichen Hitze — Grog von Arrak. Zu ihnen gehörte Jane Wilkins. Er hatte ein Handtuch von fragwürdiger Reinheit um den Hals gewürgt, um den herabströmenden Schweiß aufzufangen, und goß ein Glas des heißen Getränkes nach dem andern in sich hinein. Aber es war ihm nichts angemerten, gewiß war auch er ziemlich betrunken, aber im Vergleich zu den anderen nüchtern wie eine Sonntagspredigt.

Ab und zu schob er Kissy, die halb auf seinem Schoß saß und aus seinem Glas trank — gierig und eifrig trank — den schwarzen Bodenverhang von der Stirn, die zart war und kindlich und unschuldig und zu Augen und Lippen des Mädchens in befreundetem Widerspruch stand. Dann lachte Kissy und küßte ihn, und „wann gibts Hochzeit“ medierte Köppen. Alle johlten und tranken dem Engländer zu. Der nahm nicht übel. „Neger mind“ sagte er, nach seinem Glase greifend. „Ich tausch das Mädchen nicht für zehn vornehme Damen.“

Ein kleiner schwedischer Schiffsjunge von aufsehererregender Blondheit saß stumm und klar hinter einem Glas Whisky, mit dem er nichts rechts anzufangen wußte. Seine großen und traurigen Knabenaugen hingen gierig, ernst und fast ehrfürchtig an dem Mädchen. „Das es so etwas Schönes gibt — daß es auf der Welt so etwas gibt“, dachte er nur immer wieder und neigte mit der Zunge, die heiß und trocken gewordenen Lippen. Er war eben noch so fürchterlich jung.

Jane Wilkins hatte den Blick des Knaben aufgefangen. Er lächelte herablassend und nachsichtig. „Na Niels, du schaust ja so merkwürdig aus? Bist wohl verliebt in Kissy, was?“ Und da der Schiffsjunge etwas stotterte, was wie eine Entschuldigung klang, „Komm her, Boy — los, oder hast du Angst? Da, gib dem Mädchen einen Kuß! Du hast noch nie eines Weibes Lippen berührt.“

Der blonde Niels stand auf — Jane Wilkins war so groß und so stark und so viel älter. Und seine Stimme klang wie ein Befehl. Aber Niels hätte der Aufforderung Folge geleistet — auch ohne Furcht vor dem Maat. Ja, er schob sich langsam und schüchtern näher, bis er dicht hinter den beiden stand. Kissy sah ihn an — halb neugierig, halb mitleidig. Sicher wußte sie nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Doch da machte Niels eine Verbeugung — eine ritterliche, ritterliche Verbeugung wie vor einer Dame und seine reinen, enghaften-troffenen Lippen huschten flüchtig hingebend und zugleich mit einer Bitte um Vergebung über den roten sündigen Mund des Mädchens.

Die Männer am Tisch lachten laut und johlend. Jane Wilkins verzog nur den Mund — man wußte nicht, war das Heiterkeit oder Ernst. Der blonde Junge wollte erröten — aber er kam sozusagen nicht dazu. Denn während er noch bebend und ein wenig beleidigt sich umblückte, streifte sein Blick die Kreolin und er sah, wie ihr eine dunkelrote Blutwelle über die nackte Schulter und den Hals bis hoch in die Wangen stieg. Sie hatte eine Hand auf den Mund gelegt, den seine Lippen gestreift hatten, und hilflos Staunen lag in ihren Augen.

Niels konnte sich keine Rechenschaft geben über seine Empfindungen in diesem Augenblick. Sein Herz pochte rasend und in seiner Kehle sah es dick und verquollen, wie ein mühsam unterdrücktes Schluchzen. Seine Schultern zuckten wie die eines weinenden Kindes.

Jane Wilkins reichte Niels sein volles Glas — er hatte sich nun doch entschlossen, ernst zu bleiben. Der Junge ruckte sich zusammen, man sah es ihm an, daß es ihm eine gewisse Ueberwindung kostete, das starke Getränk in sich hineinzu gießen. Aber der Blick des Engländer's hatte etwas so zwingendes — Niels trank die Hälfte des Glases aus. Doch die Kreolin riß ihm das Glas fort. „Daß das, Boy“, rief sie. „Es ist nichts für Dich.“ Wilkins frauste die Stirn. Was fiel dem Mädchen ein?

Doch da setzte die Regertapelle aufs Neue mit ihrer scheußlichen, gellenden Musik ein — wieder war es einer dieser Tänze, die nur

durch wildes ungehändiges Schlenkern der Gliedmaßen zu bewältigen sind.

„Wir wollen tanzen“, sagte Jane Wilkins und griff nach dem Arm des Mädchens. „Ich mag nicht“, sagte Kissy, und ihre Augen hingen an dem Nikki des Knaben. Wilkins sah sie drohend an, sein Gesicht färbte sich dunkelrot. „Seit wann geht es darum, ob du magst oder nicht magst?“ brüllte er. Da folgte sie gehorjam, während der kleine Blonde sich schüchtern an seinen Platz zurück begab.

Wieder Stampfen der Füße, aufwirbelnder Staub, entsetzliche Hiße, ein Geruch von Schweiß und all den fragwürdigen Ausdünstungen des farbigen Volkes. Jane Wilkins war der einzige von den Seeleuten, der tanzte, die anderen waren zu träge und vielleicht auch schon zu betrunken, um diese Tätigkeit noch als Lodung oder Vergnügen zu empfinden. Kissy hing leicht in den Armen des Raats, aber ihre Augen gingen nach und nach über den Raum hinweg. Sie sah, daß Niels sie anstarrte — mit einem hingebenden Blick — doch plötzlich empfand sie die ganze Geschichte von vorn bis durchaus lächerlich. Niels ein schmuckiges, zotiges Wort zu dem Knaben hinüber, das dieser nicht hörte — und das er wohl nicht verstanden hätte, falls es bis zu seinen Ohren gedungen wäre.

Da lachte Kissy gellend und herausfordernd. Ihr Panter-Blick blieb an einem riesenhaften Neger hängen, der auf dem Podest zu Füßen der Musik-Band lag und immer wieder ein unartikuliertes, unverständliches Wort „Hauhabau“ in den Saal heulte, während er mit den Füßen rhythmisch den Boden bearbeitete.

Wilkins hatte genug vom Tanzen. Aber er hatte kaum wieder mit Kissy Platz genommen, als der Hühne von Neger vor ihnen stand, mit breitem Grinsen seine weißen fleischenden Zähne freilegte und dem Mädchen zunickte.

Die Kreolin stand sofort auf, Jane Wilkins hielt sie am Arm fest. Er war noch immer ganz ruhig, in beängstigender Weise ruhig. „Was willst du, Kerl?“ fragte er den Schwarzen. Der antwortete nicht, grinste nur weiter in unversöhnlicher, herausfordernder Art. „Ich werde jetzt mit ihm tanzen“ sagte Kissy mit boshaftem Lächeln. „Sie gebieten!“ schrie Wilkins und zu dem Neger gewandt. „Scher dich zur Hölle, schwarzer Teufel.“ Der Neger blieb stehen — kein Zweifel, er hatte nicht die geringste Lust, der Aufforderung Folge zu leisten. „Ich werde mit ihm tanzen“, sagte Kissy noch einmal, und aus dem Klang ihrer Stimme sprach die Absicht, den Engländer zu verletzen, seine Wut aufzufachen.

Man begann aufzumerken. „Damned nigger“ brüllte Köppen „Scher dich raus zu dem Misthaufen, von dem du gekommen bist.“ Der Neger stand wie ein Baum, er hatte die Arme über der Brust getrenzt und den Kopf gelenkt wie ein Büffel, der sich zum Angriff vorbereitet. Es war klar, daß er nicht beabsichtigte, gutwillig seinen Platz zu räumen.

Mit einem lästerlichen Fluch sprang Wilkins auf — er hatte im Gürtel eine Pistole, eine jener schweren Waffen älteren Stils, mit denen man am besten trifft, wenn man sie als Wurfgeschöß benutzt. Der eisenbeschlagene Kolben traf den Neger mitten auf die Stirn — jeder Europäer wäre glattweg in die Knie gesunken. Der Neger taumelte kaum, er stöhnte nur dumpf und griff mit der Hand nach dem Gesicht, um sich das Blut, das in breitem Bache aus der Wunde strömte, aus den Augen zu wischen.

Das war das Signal. Die anderen Farbigen — es war gut ein halbes Hundert Menschen — hatten sich um den Neger geschart, die Seeleute — zehn Mann waren es höchstens — standen im nächsten Augenblick Schulter an Schulter vor der Wand, die ihnen Rückenbedeckung bot, sie hatten die Stühle zertrümmert und jeder hielt fünf Sekunden später ein massives Stuhllein in der Faust.

Die Kreolin wurde blaß, sie lachte hysterisch. Sie stand zwischen den beiden Parteien — im nächsten Augenblick fühlte sie, wie eine Hand nach ihr griff. Mit einer ungezügelter Bewegung war Niels vorgeschritten, riß sie heran und stellte sich schützend vor das Mädchen.

Alles andere ging sehr schnell. Irgendein Trintgeschäß fauste durch die Luft, es verfehlte sein Ziel, traf nur die Lampe, die in Scherben ging. Abgrundtiefe Dunkelheit erfüllte sofort den ganzen Raum, während die Musik, die bisher noch, unbekümmert um alles andere, gespielt hatte, mit einem jähen, klagenden Mißton endete.

Dann begann die Schlacht. Es war, als hätte diese heiße, mit Fieberdünsten geschwängerte Luft, in der die Europäer seit Tagen oder Wochen atmeten, alle Ueberlegung in ihrem Hirn ausgelöscht. Oder als hätte die giftige Atmosphäre die ganze tierische Wildheit ihrer Nerven aus der Steinzeit wieder aufgeweckt. Keiner fragte sich auch nur einen Augenblick, warum es eigentlich ginge, keiner dachte daran, daß das, was nun kommen mußte, geschäß, weil ein Halbblut, eine teuflische Dirne, ausgerechnet mit einem Neger tanzen wollte. Man empfand nur eines, Urfeindschaft der Rassen, beleidigtes Herrengefühl, da ein Schwarzer gewagt hatte, einem Europäer zu trotzen. Man kannte diesen Schwarzen nicht und man kannte niemanden aus dieser ganzen buntschneidigen Masse, die einem da gegenüberstand. Man arbeitete mit ihnen, gewiß — und man trank auch

mit ihnen. Aber man vergaß nie, daß sie etwas Minderwertiges waren, man hatte in Wahrheit niemals aufgehört, sie zu verachten.

Und in dieser grauenhaften, entsetzlichen Dunkelheit, ein kleines Häufchen gegenüber einem halben Hundert gewiß nicht weniger kräftiger Männer, zweifelte man dennoch keinen Augenblick daran, daß es die anderen waren, die den Kürzeren ziehen mußten. „So on!“ kommandierte Wilkins, und im Takt, mit fast rhythmischer Gleichmäßigkeit, hoben sich die schweren Stuhlleine in den Fäusten der Seeleute, kauften nieder — man hörte ein dumpfes Knirschen, wenn sie auf die Schädel der anderen schmetterten — ein Splittern wie von brechenden Knochen, dazwischen das Stöhnen und Seufzen der Betroffenen. Aber kein einziges Wort wurde vernehmbar außer diesen wenigen, entsetzlichen Geräuschen, man kämpfte mit zusammengebissenen Zähnen, und auch die Farbigen, überwiegend angewiesen auf die Kraft ihrer Fäuste, wenige nur mit ein paar harten Gegenständen, die sie im letzten Augenblick erwischt hatten, bewaffnet, wehrten sich in verbissener Wut schweigend ihrer Haut.

Anfangs schien es, als würden die Farbigen durch ihre größere Masse die Oberhand gewinnen. Dann schrie einer gräßlich auf — das war O'Toole, den ein Messerstück getroffen und fast den Arm von der Schulter getrennt hatte. Gunnar schob ihn hinter sich, wo er sich halt suchend an die Wand lehnte, während das Blut ihm wie ein Bach über Hemd und Hose lief.

Die Seeleute schlossen vor ihm die Lücke — aufgepeitscht durch den Schrei O'Tooles ließen sie ihre Waffen immer rascher, immer heftiger auf die kompakte Masse ihrer Gegner niederprasseln. Vereinzelt Weibergeschrei verlor sich bald: entweder lagen sie schon zerlegt und zertreten unter den Füßen der Kämpfenden, oder es war ihnen auf irgendeine erstaunliche Art gelungen zu entweichen, ehe die Schlacht ihren Anfang nahm. Jetzt jedenfalls kämpfte Mann gegen Mann — man konnte sagen, einer gegen fünf, wenn nicht die Farbigen durch ihre größere Masse sich selbst gegenseitig im Wege gestanden wären und behindert hätten.

Langsam drangen die Seeleute vor — immer größer wurde der Abstand zwischen ihnen und der schützenden Wand hinten. Immer enger ballten und knäulten sich die anderen zusammen. Vielleicht wären sie gerne entwischt, aber die Türe war, sei es durch einen Zufall oder mit Absicht — zugeschlagen worden. Sie öffneten sich nach innen, diese Türe, und es gab kein Mittel, sie aufzureißen, da die Weiber der Kämpfenden dagegen preszten.

Bis sie schließlich dennoch, als die Füße bereits in den Blutlachen auszugleiten begannen und die Körper vergeblich nach einem Halt suchten, unter dem immer mehr anwachsenden Druck splitternd zertrachtete. Da polterte, schreiend, gellend, preschend, heraus, was noch nicht kampfunfähig oder tot am Boden lag von diesem halben Hundert Menschen — und plötzlich wurde es ganz, ganz still. Die erhobenen Fäuste der Matrosen fanden keinen Widerstand mehr, sanken untätig nieder, ein fahler Luftzug, der durch die zertrümmerte Türe strich, schien die überhitzten Hirne zu ernüchtern.

„Fertig“ sagte der lange Hoptins aus Friso und aus seiner Stimme konnte man ein maßloses Staunen heraus hören. Er fingerte in seinen Taschen nach dem Feuerzeug, ein Lichtschein flackerte auf. Acht, neun Farbige lagen in verzerrten Stellungen auf dem Boden, auf dem das Blut in klagen großen Lachen stand. Die meisten schienen noch zu leben, zwei oder drei waren offensichtlich tot. Von den Matrosen fehlten zwei. O'Toole war an seiner Wunde verblütet, zu einem Knäuel zusammengeballt lag er in einer Ecke, Gunnar fehlte, endlich entdeckte man ihn unter den Leichen von zwei Weibzügen.

Einer fand einen Lichtstumpf — ganz friedlich setzte man sich an den Tisch, mit stieren und verständnislosen Augen, nachdem man sich vorher die paar Flaschen, die unverseht geblieben waren, hinter dem Schantisch hervorgeholt hatte. Es gab keine Gläser mehr in dem ganzen Raum, die als solche anzusprechen waren. Es gab nur Scherben. So ließ man die Flaschen kreisen. Einer — es war wohl wieder Hoptins — fing an zu singen, ein trauriges Lied. „Heiter, heiter“ brüllte Jane Wilkins und stimmte den „Old flor“ an, daß die „Mary out“ — und alle größten mit. Plötzlich hörte man von draußen die gellenden Pfeifensignale der Konstabler. Niels, den Wilkins neben sich auf den Stuhl geogogen hatte, erblickte. „Sie haben uns.“ flüsterte er. Da wurden auch die andern stumm, erhoben sich schweigend. In diesem Augenblick sah Wilkins erstmalig Kissy. Er hatte nicht mehr an sie gedacht. — Vielleicht lag es auch an dem kümmerlichen Lichtstumpfen, der nur einen kleinen Umkreis trübe beleuchtete, daß er sie nicht gleich bemerkt hatte. Jetzt jedenfalls sah er sie. Das Mädchen stand aufrecht an der Wand, an derselben Stelle, wohin sie Niels vorher gestellt hatte. Anscheinend hatte sie sich die ganze Zeit über nicht vom Fleck gerührt. Zu ihren Füßen lag jener große Neger, der die Veranlassung zu dem ganzen Kampf gegeben hatte, — mit geborntem Schädel.

Die Blide Jane Wilkins und der Kreolin kreuzten sich. Sie lachte höhnisch und gellend. „Bestie“ schrie der Engländer, sein Messer aus dem Gürtel reizend, und sprang mit wildem Satz auf sie zu.

fliegt ohne Ziel pflüchtend rannst ihr führende regie die halbes tunkt vom Lungum Pion D glied m ein neue mittig bigen beoht Wirt beten Glänze entließ mit meine amant ihre der Schy würd gegug Bogy fleich sch

Aber schneller als er war Niels; er warf sich zwischen die beiden — und der nicht zu hemmende Schlag traf im Herniederfallen seine Brust — traf ihn mitten ins Herz.
„Mutter“, schrie er noch und das war das Letzte, was er zu sagen vermochte. Und er sah auch nicht mehr, daß die Kreotkin sich über ihn geworfen hatte, daß sie — o, so bebusam — seinen Kopf in ihren Schoß bettete, seine feuchten blonden Haare streichelte und ihn küßte, immer wieder küßte, während die Tränen wie Ströme ihren Augen entbrachen. . . .

Ernst Preczang.

Von Martin Andersen Nexö.

Wie oft bekommt man nicht von „authentischer Seite“ zu hören, daß es keine proletarische Kunst gibt und auch keine geben kann: Kunst ist einfach Kunst, ob sie von oben in der Gesellschaft oder von unten kommt, ob sie eine Elite- oder Massenangelegenheit ist. Allah ist Allah, und Mohammed ist sein Prophet! Fertig!

Wir wollen uns aber auf die Dauer nicht damit abfinden lassen, denn selbstverständlich gibt es eine proletarische Kunst — wie es z. B. auch eine christliche gibt; und darüber sind sich ja doch alle Autoritäten hübsch einig. Man heißt sogar oft die christliche Kunst die religiöse Kunst, was aber ein großer Unsinn ist; denn alle Kunst ist religiösen Ursprungs — ist weltanschaulich.

Es gab eine Zeit, wo kein Christentum und also auch keine christliche Kunst da war, und wieder eine, wo das Christentum zu der führenden Weltanschauung heranwuchs. Die künstlerische Hochblüte des Christentums fällt recht spät, wie es natürlich ist: Erst Jugend und Tat, dann Genügnung und Austrittskillerung.

Heute sind die christliche Weltanschauung und ihre reichen geistigen und künstlerischen Schöpfungen Geschichte; sie sind Petrefakten, Bestreinerungen, die uns eine versunkene Kulturphase wieder verlebendigen. Erstarrte Welten tragen aber nichts; nur wo das Leben fiebert, wird erzeugt.

Wie der Vogel in der Brutzeit von seiner brennenden Brust die Federdecke wegreißt, um an die Eier mit seiner Blutwärme heranzukommen, so reißt Mensch sein Herz auf, um die Zukunft drin auszubrüten. Nicht alle; gewöhnlich ist es eine Schicht, eine Klasse, die sich im Brennpunkt des Lebens fühlt und die Verantwortung für die nächste Straße übernimmt. Und wer kann dafür blind sein, daß heute das Proletariat es ist, das durch seine Weltanschauung die höchste Verantwortlichkeit übernommen hat und unter seinem Herzen das neue Leben trägt.

Natürlich ist die Morgenröte einer neuen Kulturphase nicht in erster Reihe künstlerisch betont; die Kunst neigt mehr der Abenddämmerung zu. Der Künstler, der das Glück hat, zu der Vorhut einer Phase zu gehören, kennt kein l'art pour l'art, er ist wie die alten Barben der nordischen Segenzeit, die vor der Front gingen und singend zum Kampfe mahnten — ein Kämpfer, ein Wetter und Erkreuer!

Und hier begegnet uns die deutsche proletarische Literatur. Wer kann verkennen, daß durch Preczang, Brüger, Lerich und den früh gestorbenen Behold — um nur einige zu nennen — zu gleicher Zeit das deutsche Proletariat entfamme und das geistige Antlitz Deutschlands um neue Züge, schmerzliche, tief-innerliche und zukunftsreiche, bereichert worden ist. Im selben Umfang wie der proletarische Dichter auf alles Artistentum verzichtet und sich so bergibt, wie sein proletarischer Schnabel gewachsen ist, gewinnt er für sein Volk und die Menschheit neues Land.

Ernst Preczang ist der vierschrötigste von uns allen. Es soll ihm jetzt zu seinem sechzigsten Geburtstag gesagt werden, daß er wunderbar fest auf seinen Dichterbeinen steht. Die Versuchung ist groß, der Welt zu zeigen, daß man, obwohl „nur“ Proletarier, all die bürgerlichen Fließfläds, das Nabelgum, das überseelische Volkigieren, das Hervorzubern aus einem leeren Narmel, auch bewältigt. Um so verdienstvoller ist es, wenn einer es trotz aller Verlockungen und Versuchungen fertigbringt, in seiner schlichten Proletariathaut stetenzubleiben und sich dort genial auszuwirken.

Preczang hat das verstanden, besser: er ist, in allem was er hervorbringt, der selbstverständliche Proletarier. Hier ist ein Dichter, der keine Spur von intellektuellem Können zur Schau trägt, der sich den Teufel um die hohe Schule des Parnasses schert, dessen künstlerische Ideale nicht artistisch, sondern menschlich sind, dessen Sprache schlicht und einfach ist, dessen Stoff dem alltäglichen Leben entspringt. Und eben dadurch, daß sein Instinkt in Ordnung ist und er nicht aus seiner proletarischen Haut kam, wird seine Produktion dichterisch so stark. Und so wertvoll als Zeugnis einer Weltanschauung, die in der breitesten Menschheit wurzelt, der Lehre, daß alle und alles für alle da ist, der Solidarität!

Der Weltkrieg hat viele selbst von den müßigsten Egoisten, die früher nicht gern über sich selbst hinausdachten, ins Lager der solidarisierenden Denkernden — ins Allemannsland — hinübergetrieben. Als die Lehre von dem Einzelnen, der Individualismus affo, schauerlich

Pseite machte, griff die Entwicklung tief in die Tiefe und holte die Waffen heran; nur die Können die neue große Allgemeinheit verwirklichen. Und wie schön verkörpert nicht Ernst Preczang die breite Masse, die neue Menschheit. Oft genug wird uns Hofusopolus — Dadaismus und Kubismus und Gott weiß was — als die neue Kunst der neuen revolutionären Zeit vorgeführt. Preczang ist einer von den wenigen, die sich nicht haben heirren lassen. Er verwechsell nicht leicht Brot und Witzed Bifles; er weiß, daß das Neue sich nie als neue Form, sondern immer als neuer Inhalt manifestiert, daß vielmehr die Jagd nach neuen Formen eine Dekadenz-Erscheinung ist.

Es wäre verlockend, auf Ernst Preczangs starke Produktion, die sowohl Dramen wie Gedichte, Romane und Erzählungen umfaßt, hier näher einzugehen. Der Proletarier soll sie sich aber selbst heranholen — und darüber staunen, was für einen prächtigen Dichter und Anwalt die Unterklasse hier hat. Viel zu wenig ist er bis jetzt gelesen worden, und manche seiner Arbeiten liegen gar nicht mehr vor. Auch in diesem Sinne ist Preczang ein echter Proletarier, daß er keinen persönlichen Ehrgeiz hat; läge es an ihm, wäre er ganz in die Anonymität der Volksdichtung untergetaucht.

Ernst Preczang hat eine unter den heutigen Dichtern sehr seltene Gabe, die schöpferische Gabe des Gestaltens. Raum sind ihm seine Gestalten aus seinen Fingerpitzen heraus, dann leben sie ihr Eigenleben — und leben es weiter in dem Leser, lange nachdem dieser das Buch beiseitegelegt hat.

So ist er in allem ein genialer Exponent der heutigen Unterklasse, der geprüfte Ausdruck ihrer besten Eigenschaften. Es gibt Vögel, die — wie hoch und weit sie auch fliegen — doch immer zu dem ersten Heimatsort zurückkehren; Preczang ist in seinem Flug immer beständiger Proletarier geblieben. Auf ihn paßt, wie auf wenige, das Wort Kamerad. Eben das macht seine Arbeiten so reich an Vitaminen für uns, die wir nur Menschen sein wollen, nichts mehr und nichts weniger; und es ist zu hoffen, daß seine Produktion bald gesammelt und zugänglich gemacht wird für die breiten Schichten mit dem offenen Sinn und dem kleinen Gebbeutel.

Ein Gruß dem Kameraden Preczang!

Der Bekehrte.

Erzählung von Joe Corrie.

„Nie wieder, Johanna“, sprach Joe Wurdie, als er sich Sonntag in der Früh mit einem um den Kopf quundenen nassen Hader zu Bett legte, „niemals, im Leben nie wieder!“ Und er winkte mit der Hand, damit Johanna das Frühstück, bestehend aus Schinken und Ei, der englischen Nationalspise, wieder fortäume. Johanna ging lächelnd zur Seite.

„Jetzt hast du, was du verdienst“, sprach sie für sich selber, „jetzt hast du die Belohnung dafür, weil du es fertigbringst, fünf Schilling zu einer Zeit zu verkaufen, da dich der Pumpenhändler selber gerne mitnehmen möchte; so siehst du aus. Ja, es ist wahrhaftig an der Zeit, daß du einmal sagst: niemals! wieder, und daß du dieses Wort hältst!“

Joe mußte ihre Gedanken erraten haben, denn er lag still da und stöhnte. Er war nämlich ein Quartalsfäufer — war ein solcher gewesen. Fünf bare Schilling — und nichts anderes dafür als einen wehen Kopf! Und die kleinen Kinder bloßfüßig! Er feußte und bat Gott, ihm zu vergeihen. Dann fiel er in einen tiefen Schlummer. Und während dieses Schlafes träumte ihm, daß er vor einem heiligen mit dem Namen Peter stünde, und daß dieser Tag der gefürchtete Gerichtstag wäre.

„Dein Name?“ donnert ihn der Bärtige an.

„Joe Wurdie, Euer Gnaden!“

„Wer hat gefossen und deine Kinder bloßfüßig herumtaufen lassen?“

„Joe ließ den Kopf hängen.“

„In die Hölle mit ihm!“ Und schon packte ihn eine Schwar kleiner, schwarzer grinsender Teufel bei den Haaren, und sie ließen ihn in eine Feueresse, welche mit dem Dironthosenbergwerke viel Wehnlichkeit hatte, niederfallen.

Er erwachte und der Bierschweiß trat ihm aus allen Poren.

Er stand auf, einen Spaziergang zu machen, oder besser gesagt, die Straße herunterzutorkeln. Er lehnte sich müde und abgepannt gegen einen Laternenpfosten, gerade bei einer Wegkreuzung, wo die Heilsarmee ihre Aufstellung genommen hatte.

„Blöße Abloten! Dies war der Ausdruck, den er für diese Gesellschaft hatte, als sie seinen Gesang im Wirtshaus gestern abend mit ihren Rosanen und Tambourinen überdönt hatten. „Wer was wollen die Abloten denn am helllichten Tage?“ sprach er zu sich selber. Und er schlug seinen Kopf, als niemand zusah, gegen den Laternenpfosten.

Er hörte ihre Predigt und rief sich den Traum in seine Erinnerung wach.

„Es ist niemals zu spät, daß die Seele gerettet werde“, erklang es aus der Predigt. „Jetzt ist der Tag dazu, jetzt ist die geeignete Stunde!“ sprach Joe.“

Er begab sich nach Hause und begann alle Schubfächer der Kommode wie verrückt durchzustöbern.

„Suchst du etwas? Was vermißt du denn?“ fragt Johanna.

„Wo ist die Bibel?“

„W—a—a—a—s“ leuchtete sie.

„Die vermaledeite Bibel!“

„Was willst du denn mit der Bibel, Mann?“

„Weißt du vielleicht, wo sie ist? Das frage ich!“

„Weiß der liebe Herrgott, wo sie steckt. Du hast sie doch das letzte Mal, soviel ich mich erinnere, dazu gebraucht, um dir am Einbande dein Kaffermesser scharf zu machen. Aber um Himmels willen, was willst du denn mit der Bibel anfangen! Ein gutes Glas Whisky, das möchte doch besser zu dir passen!“

„Und jetzt rede mir kein Wort mehr über das Trinken, „Weiß“, brüllte er. „Und die verdamnte Flücherei habe ich auch schon satt, das muß auch aufhören, ich dulde es nicht mehr!“

„Da lehre gefälligst vor deiner eigenen Türe, Mann“, gab ihm Johanna zur Antwort. „Wenn jemand den ganzen Tag hier im Hause flucht, so bist du es! Aber was für ein Geist ist denn in dich gefahren?“

„Ich habe meine Seele gerettet, das ist es!“

„Gerettet?“

„Jawohl, zu lange bin ich ein Sünder gewesen. Von jetzt ab werden wir jeden Sonntag zur Kirche gehen!“

„Wir werden zur Kirche gehen? Du denkst vielleicht, daß du dir aus mir heute einen guten Tag machen kannst. Ich brauche meine Seele nicht retten zu lassen.“

„Und vor und nach dem Essen wirst du jetzt jedesmal das Tischgebet aufpassen!“

„Sei nicht blöde, Mann, das wirst du ja nimmer halten!“

Joak wandte sich um und sah sie an.

„Hast du die Bibel gesehen, Lisbeth?“ wandte er sich jetzt an eines der vernachlässigtesten Kinder.

„Die Bibel? Hast du sie denn nicht in die unterste Schublade geschmissen, wie du das letzte Mal betrunken warst?“

Joak seufzte, denn es war leider zu wahr.

Sie war ganz staubig, Spinnweben klebten daran, die Blätter klebten zusammen, als ob sie seit tausend Jahren in einer hydraulischen Presse gelegen wäre.

Er begann sie zu lesen, ganz von Anfang an, von der Erschaffung der Welt. Und eine ganze Stunde lang wandte er nicht die Augen ab, höchstens nur, um Johanna anzurufen, nicht so einen „blöden, verdamnten Lärm“ zu machen, und zur Strafe begann er nochmals von Anfang an, von der Erschaffung der Welt an, zu lesen.

Er las sie, während er seinen Tee trank, und als er damit fertig war, sprach er: „Amen“.

„Welches Instrument wirst du also spielen?“, fragte ihn Johanna mit einem Lächeln, „vielleicht die große Trommel?“ Doch er seufzte nur auf und bat den Satan, hinter ihn zu gehen. Er sang gerade eine kirchliche Hymne, als Quoter, seinen Freund in Freud und Leid zur Tür hereintrat.

„Joak singt also jetzt Kirchenhymnen?“ fragte Quoter.

„Er ist bekehrt, Quoter“, antwortete Johanna mit einem Wink. „Er ist heute abend damit beschäftigt gewesen, die Bibel zu lesen!“

Quoter war starr vor Staunen. Doch Joak errödete nicht einmal.

„Jawohl Freund“, sagte er. „Ich habe eine neue Seite in meinem Leben aufgeschblättert, und du mußt dich schon gefälligst um einen anderen Narran umsehen, der die Samstagsabende mit dir zusammen verbringen wird. Fünf Schillinge habe ich heute Nacht verlossen und meine Kinder —“. Er konnte nicht zu Ende sprechen. Er verbarg sein Gesicht in den Händen und stöhnte.

„Also hör mal“, sprach Quoter, „aber jetzt hast du es wirklich schon weit genug getrieben. Das macht das Bier von gestern abend. Ich sagte dir ja, daß es nicht zum Sausen ist, auch ich glaubte in der Früh, daß mir der Kopf plagen wird!“

„Du hast meinen Entschluß vernommen, und sollst dich um einen anderen Kameraden umsehen. Mancherlei kann bis morgen geschehen, das Sell kann plötzlich zerreißen, das Himmelsgewölbe kann sich niederstürzen, und die Hölle ist mir gewiß. Und ganz abgesehen davon, dieses Geldverschwendung für verfälschtes Bier, das ist ein närrisches Tun!“

„Du hast ziemlich lange gebraucht, um darauf zu kommen, Freund. Diese Weisheit ist mir schon lange bekannt.“

„Und die einzige Rettung dagegen ist“, sagte Joak, „seine Seele retten zu lassen.“

„Mach keinen Blödsinn, Mann. Jeder wird über dich lachen. Da schau her!“ Und er zog eine Flasche Whisky aus seiner Tasche.

Quoten peinigten das arme Haupt unseres Jaak. Ja — nein — ja — nein —

„Es ist echter Whisky, und kein Fasel. Ich habe ihn heute früh beim Rennen gewonnen; ich habe Glück gehabt!“ Und Quoter riß den Kork aus der Flasche und der böse Duft verbreitete sich im Zimmer.

Ja — nein — ja — nein. „Ich werde einen Schluß machen, Quoter, aber nur deswegen, um mir das Kopfschmerz zu füllen, dann nie mehr, im Leben nie wieder!“

Doch nach dem zweiten Glase lag die Bibel bereits wieder unter die Kommode, und die Warnung des heiligen Peters war vergessen wie ein Abbrücken.

Die Chaplin-Kopisten.

In Portland (Staat Oregon) veranstaltete der Besitzer des „Pomptages-Baudouilles-Circuits“ einen Ball unter der Devise „Chaplin-Kopisten“. Sämtliche Teilnehmer waren verpflichtet, im Kostüm Chaplins zu erscheinen. Die besten Kopisten sollten, woran gekündigt worden, prämiert werden.

Es war begreiflicherweise ein unerhörter Anblick. Lauter Chaplins! Hunderte von Chaplins; hunderte von seinen Schürzbärten, seinen Melonenhüten, seinen Riesenschuhen, seinen Stöcken. Und man wußte nicht recht, ob man die Veranschaulichung eher „heimlich“ als komisch finden sollte. Wenn wenigstens nur das Kostüm 'n so riesiger Auflage vorhanden gewesen wäre! Obwohl es natürlich bereits merkwürdig berührte, die extra eleganten Kleidung des genauen kleinen Mannes als Regimentsuniform zu sehen.

Aber nun hatte sich auch noch ein jeder bemüht, das Gesicht Chaplins zu wiederholen. Jeder Chaplin hatte eine Nummer auf dem Rücken; das Einzige, was sie voneinander untertrieb. Und die Juroren ließen mit Notizzetteln und Bleistiften in der gleichförmigen Menge umher und verteilten Wertpunkte.

Endlich war es soweit! Ein Tusch versammelte die Teilnehmer, und die Jury ließ verkünden, am ähnlichsten sähe dem Chaplin die Nummer 27. Die Nummer 27 stieg aufs Podium, ließ sich applaudieren und nannte ihren Namen. Der Herr hieß, wie berichtet wird, Drinkwater, den zweiten Preis erhielt die Nummer 14; es war ein Mister Houston. Den dritten Preis bekam die Nummer 31.

Nummer 31 hieß — Charlie Chaplin! Es war nicht zu ändern; Chaplin befand sich persönlich auf dem Ball der Chaplin-Kopisten und erhielt unerkannterweise, die Zustimmung, daß er sich selber am dritt-ähnlichsten sähe! Die Herren Drinkwater und Houston ähnelten ihn mehr als er selber.

Ich habe diese Anekdote nachdem ich sie gelesen hatte, verschiedenen Bekannten erzählt. Manche haben darüber gelacht. Andere nicht. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: ich halte es für angebrachter, über die Anekdote nicht zu lachen. Ich möchte aber niemanden die gute Laune stören. Es ist nur meine unmaßgebliche Meinung.

Erich Kästner

Humor

Die liebe Leiche. Die Großhauerin hatte man zur letzten Ruhe gebettet. Beim obligaten Beichenschmaus nahte sich der trauernde Witmer dem Herrn Pfarrer mit einem riesenhaften Kapstuchen und reizte den Appetit des Geistlichen mit folgenden Worten: „Bitte sich doch zu bedienen, Herr Pfarrer, den Kuchen hat die liebe Leiche noch eigenhändig gebacken.“

Eine Dame will in einem Warenhaus ein Nachtgeschirr kaufen. Der Verkäufer zeigt ihr eins reichlicher Dimension.

Käuferin: „Haben Sie nicht ein Kleineres?“

Verkäufer: „Gnädige Frau — die Nacht ist lang!“

Der Chinese. Tante Anna ist noch bei jedem freudigen Ereignis in der Familie ihrer Nichte Kelly zugegen gewesen. — Nun kommt zum vierten Male ein Brief, daß es wieder einmal so weit sei und daß man Tante Anna erwarte. — Aber diesmal ist die gute Tante merkwürdig gedrückt, hat nicht die freudige Eile wie sonst — kurz — es ist, als ob die Sache ihr diesmal keinen besonderen Eindruck mache. — „Tantchen“, fragt jemand, „Du freust Dich wohl gar nicht?“ — „Ach Gott“, sagt Tantchen, „es ist diesmal das vierte Mal, und ich habe gelesen (Bevölkerungsstatistik!), daß jedes vierte Kind ein Chinese ist.“

Die Zwillinge. Justus und Kasimir, Inhaber der Firma „Gebirder S. u. R. Nürnberg“, sitzen im Büro. Der Lehrling bringt einen Brief. Justus reißt ihn auf, beginnt zu lesen, erstarrt, wird krebsrot vor Wut. — In dem Brief steht: „Ich wundere mich bei Ihnen über gar nichts, denn schon Ihr Vater war ein Gauner und Ihre Mutter ein gemeines Frauenzimmer!“ — Justus ist außer sich, dreht den Brief um und um, besticht den Umschlag — und lächelt befähigt: „Der Brief ist ja gar nicht an mich!“ — Und reißt ihn seinem Bruder.

